

# **Predigt am 21. Februar 2021 zu Lukas 10, 25-37**

## **Der barmherzige Samariter**

### Predigttext Lukas 10, 25-37:

25 Ein Gesetzeslehrer wollte Jesus auf die Probe stellen. »Meister«, fragte er, »was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen?«

26 Jesus entgegnete: »Was steht im Gesetz? Was liest du dort?«

27 Er antwortete: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, mit ganzer Hingabe, mit aller deiner Kraft und mit deinem ganzen Verstand! Und: ›Du sollst deine Mitmenschen lieben wie dich selbst!«

28 »Du hast richtig geantwortet«, sagte Jesus. »Tu das, und du wirst leben.«

29 Der Gesetzeslehrer wollte sich verteidigen; deshalb fragte er: »Und wer ist mein Mitmensch?«

30 Daraufhin erzählte Jesus folgende Geschichte: »Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinunter. Unterwegs wurde er von Wegelagerern überfallen. Sie plünderten ihn bis aufs Hemd aus, schlugen ihn zusammen und ließen ihn halbtot liegen; dann machten sie sich davon.

31 Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab. Er sah den Mann liegen, machte einen Bogen um ihn und ging weiter.

32 Genauso verhielt sich ein Levit, der dort vorbeikam und den Mann liegen sah; auch er machte einen Bogen um ihn und ging weiter.

33 Schließlich kam ein Reisender aus Samarien dort vorbei. Als er den Mann sah, hatte er Mitleid mit ihm.

34 Er ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann setzte er ihn auf sein eigenes Reittier, brachte ihn in ein Gasthaus und versorgte ihn mit allem Nötigen.

35 Am nächsten Morgen nahm er zwei Denare aus seinem Beutel und gab sie dem Wirt. ›Sorge für ihn!«, sagte er. ›Und sollte das Geld nicht ausreichen, werde ich dir den Rest bezahlen, wenn ich auf der Rückreise hier vorbeikomme.«

36 »Was meinst du?«, fragte Jesus den Gesetzeslehrer. »Wer von den dreien hat an dem, der den Wegelagerern in die Hände fiel, als Mitmensch gehandelt?«

37 Er antwortete: »Der, der Erbarmen mit ihm hatte und ihm geholfen hat.« Da sagte Jesus zu ihm: »Dann geh und mach es ebenso!«

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Gemeinde,

Wir alle kennen Verkehrsdurchsagen nach der Art:

„Vorsicht, Autofahrer auf der A8 Salzburg-München. Zwischen Frasdorf und Achenmühle kommt Ihnen ein Geisterfahrer entgegen!“

Ein Kollege erzählte einmal, dass er vor Jahren die Folgen einer solchen Durchsage hautnah miterlebt hat. Er war eine Woche lang mit einer Gemeindegruppe im Gebirge gewesen und sie hatten sich zum Abschluss vor der Heimreise noch ein leckeres Abendessen gegönnt. Dann stiegen sie glücklich und müde ins Auto Richtung Heimat.

Sie kamen dann auf der Garmischer Autobahn, Nähe Penzberg, zu einem furchtbaren Unfall: ein Geisterfahrer war frontal mit einem entgegenkommenden Auto zusammengekracht. Es konnte keine drei Minuten her sein. Zum Glück hatten schon vier, fünf Autos angehalten und Menschen standen herum.

Innerhalb von Sekunden galt es nun zu entscheiden: anhalten oder weiterfahren? Waren nicht schon genügend da? Konnte man überhaupt helfen? Wollte man nicht längst zuhause sein?

Aber: sie hielten an; und das stellte sich dann als mehr als sinnvoll heraus



Eine von der Gruppe holte ein Kind von der Fahrbahn und setzte sich mit ihm an den Fahrbahnrand. Ein anderer bettete eine Verletzte auf eine Decke und sprach lange gegen den Schock an. Sie blieben, bis die Feuerwehr und der Krankenwagen weggefahren waren. Und es hat sie alle erstaunt, mit wie wenigen Mitteln man helfen kann, man etwas tun kann!

Dieses einschneidende Erlebnis hat den Kollegen an unsere Geschichte vom barmherzigen Samariter erinnert. Und wir könnten hier bestimmt noch viele weitere Varianten der Geschichte aus unserem heutigen Leben hinzufügen. Varianten, die von Termindruck und Angst vor Unannehmlichkeiten erzählen. Varianten, die vom bequemen Abschieben der Verantwortung auf die Profis und vom Wegschauen berichten

Doch schauen wir lieber genauer auf die biblische Geschichte, die Jesus uns ins Stammbuch geschrieben hat. Jesus antwortet hier mit einem meisterhaft erzählten Gleichnis auf die besondere Frage eines Theologen. Der Schriftgelehrte ist ja eigentlich selbst Experte und fragt trotzdem: „Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?“ Und natürlich wusste er, dass es mit dem Aufsagen eines alten Bibelworts nicht getan wäre, wenn es um nicht weniger als den Sinn des Lebens geht.

Jede und jeder von uns hat sich bestimmt auch schon mal solche oder ähnliche Fragen gestellt. Vielleicht nicht die des Schriftgelehrten aber doch sinngemäß wie z.B.: „Wie werde ich glücklich? Was muss ich tun, damit mein Leben ein Ziel hat? Es muss ja nicht gleich die Ewigkeit sein, aber was kann ich tun, damit etwas bleibt von mir?“

Auf solche Fragen gibt Jesus mit seiner Geschichte eine Antwort. Und sie ist dadurch selbst berühmt geworden, diese Geschichte. Man könnte sie als Magna Charta der Nächstenliebe bezeichnen. In jedem Fall erzählt sie, warum sozial-diakonisches Engagement zum Leben von uns Christinnen und Christen ganz grundsätzlich dazu gehört. Da sie allerdings das Leben als Ganzes im Blick hat, kann sie in einer Predigt niemals erschöpfend behandelt werden.

Deshalb heute und jetzt nur ein paar Gedanken:



Zunächst einmal haben sich natürlich die Zeiten seit damals geändert. Mittel und Methoden zu helfen haben sich verbessert. Statt Öl und Wein verfügen wir über eine Fülle von Medikamenten und medizinischen Apparaten. An die Stelle eines Tragetiars sind hochspezialisierte Einsatzfahrzeuge getreten: Seenotrettungskreuzer, Notarztwagen und sogar Rettungshubschrauber. Und aus der Herberge ist die moderne Klinik, das Alten-

wohnstift oder die ambulante Diakoniestation geworden. Auch mit zwei Denaren lässt sich heute nicht mehr viel anfangen im kostenexplosiven Gesundheitswesen.

Geblieben aber ist, dass Menschen, dass Nächste von uns verwundet auf der Straße liegen. Geblieben ist, trotz aller Fortschritte in Diakonie und Sozialarbeit, dass die menschliche Zuwendung immer noch die beste Medizin und eine wirksame Hilfe ist. Und geblieben ist, dass wir alle als Christinnen und Christen in diesem Dreieck stehen aus Gottes-, Nächsten- und Selbstliebe und dass das eine nicht ohne das andere gelebt werden kann im Glauben.

Ein zweiter Gedanke: Der, der unter die Räuber gefallen ist, hat heute andere Namen und Gesichter, auch wenn die Straßen des Lebens weltweit unsicher geblieben sind.

Da gibt es viele, die tatsächlich oder im übertragenen Sinn „unter die Räuber gefallen“ sind. Menschen in Krankenhäusern, Nervenkliniken oder in den eigenen vier Wänden, in Jugendheimen, Obdachlosenunterkünften oder Asylbewerber-Containern. Viele von ihnen liegen buchstäblich auf der Straße oder sind weggetaucht in die Welt des Alkohols.

In unserem modernen Sozialstaat wird viel für sie getan, auch und gerade durch die Diakonie. Und trotzdem ist der Dienst der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, den wir alle tun, notwendig – im wahrsten Sinne des Wortes.

Über Barmherzigkeit haben wir ja schon Anfang des Jahres bei der Jahreslosung nachgedacht. Dabei geht es um ein weiches Herz, um ein liebevoll mitfühlendes Herz. Eben genau das Gegenteil zur Hartherzigkeit. Mein Herz, ja mein ganzes Leben wird hier von Jesus befragt, ob es ein helfendes Leben ist und sein will.

So werden wir in dieser Geschichte von Jesus ermutigt, neben all den Profi-Helfern, die es gibt, das Unsere zu tun: spontan, unbürokratisch, phantasievoll in unserer persönlichen Umgebung und mit Respekt für den

Menschen, der uns vor die Füße gelegt ist, zuzupacken.

Ein dritter Gedanke: In der Geschichte gehen zwei vorüber an dem, der halbtot am Straßenrand lag: Ein Priester und ein Levit.

Ich will nicht groß über ihre Motive rätseln. Vielleicht wollten sie sich das Leid vom Leib halten. Vielleicht hatten sie wirklich wichtige andere Termine. Oder sie fühlten sich überfordert und unfähig. Und, wenn wir ehrlich sind, geht es uns bisweilen doch selbst so, wenn wir fremdes oder sogar eigenes Leid wahrnehmen. Es kann nicht jeder allen helfen! Manchmal vergessen wir aber auch schlicht, wie gut es tun kann, einfach mal anzuhalten im Lauf des Lebens und zuzupacken und zu helfen.

Ich will mich nicht aufs hohe Ross setzen und sagen: „Mein Gott, das hätte mir nicht passieren können wie diesem Priester und Levit.“ Nein, ich muss vielmehr bekennen: So geht’s mir manchmal auch.

Ich würde gerne immer die hilfreiche Samariterin sein können. Aber dann entdecke ich mich wieder als hilflose Zuschauerin und gehe vorüber. Muss es manchmal sogar aus Selbstschutz. Denn ich kann mich auch nicht zerreißen und zersplittern. Sonst komme ich an die Grenze der eigenen Belastbarkeit.

Und Jesus sagt doch: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, und das bedeutet doch, dass ich auch mit mir selbst liebevoll umgehen und mich nicht bis zur Selbstaufgabe verschleifen soll. Damit wäre ja niemandem geholfen.

Sogar der Samariter setzt später seine Reise fort. Er hat auch nicht seinen Job aufgegeben, um ab sofort für alle Überfallenen da zu sein. Das nicht. Aber in diesem einen Moment war er da.

Doch: Was soll ich tun, wenn ich mir gar noch das weltweite Elend bewusst mache? Mir ein dickeres Fell zulegen und immer wieder vorüber gehen? Das will ich auch nicht. Auch wenn sich das, leider Gottes, in unserer Zeit immer weiter verbreitet.

Also schauen wir noch einmal auf den einen, der hier hilft, auf den Samariter. An ihm können wir unter Jesu Anleitung das ABC der Hilfe aus dem Glauben lernen:

Jesus zeigt uns: Wer helfen will, braucht erstmal A, nämlich Augen, um zu sehen. Man kann nicht blind durch die Gegend rennen und nur noch das eigene Leid und sich selbst sehen. Da wäre unser Dreieck der Gottes-Nächsten- und Selbstliebe sehr im Ungleichgewicht. Wer helfen will, kann nicht gleichgültig sein, sondern braucht Mitgefühl, wie der Samariter.

Und so folgt B: Wer helfen will, muss herabsteigen, nämlich vom hohen Ross herunterkommen. Und dann muss er sich bücken und sich die Hände schmutzig machen. Denn er muss das tun, was gerade jetzt im Augenblick in seinen Kräften steht und nötig ist. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Und jeder hat die Begabung zum Helfen. Irgendwas geht immer!

Und so folgt C: Wer helfen will, sucht sich Verbündete in der Nächstenliebe. Der Samariter geht zum Wirt. Er lässt sich dessen Mithilfe sogar etwas kosten.

Das finde ich sehr sympathisch. Denn es zeigt: der Samariter kann teilen und dann auch wieder abgeben und sich überflüssig machen. Er kann sich zurückziehen, wenn er das Nötige getan hat. Aber er bleibt mitfühlend und sorgt dafür, dass seinem Nächsten weiter geholfen wird.

Und nicht nur das: der Samariter wird diesen Überfallenen bestimmt nicht so schnell vergessen. In seinen Gedanken und womöglich in seinen Gebeten wird er ihn Gott anvertrauen und um sein weiteres Wohl bitten. – Das ABC der Hilfe nach Jesus ist also: Hinschauen, mitfühlen und zupacken, Verbündete suchen!

Noch ein letzter Gedanke: der Barmherzige in unserer Geschichte war ein Samariter, einer also, dem man das damals nie zugetraut hätte. Das war einer, der von der Mehrheitsgesellschaft geächtet wurde, ein Außenseiter am Rande. Einer von jenen Andersdenkenden und -glaubenden, von denen nie was Gutes kommen konnte. Samariter hatten eben das falsche Glaubensbekenntnis und trieben nicht die richtige Politik. Mit ihnen wollte man nichts zu tun haben.

Und gerade so jemand macht Jesus zum Vorbild für den frommen Schriftgelehrten. Das war natürlich eine Provokation ersten Ranges. Ausgerechnet ein Samariter.... -- Durch Jesu Geschichte ist „Samariter“ heute ein Ehrentitel geworden. Damals war es ein Schimpfwort wie etwa „Kanake“.

Welche Feindbilder gibt es also heute in unserer Gesellschaft, die wir hinterfragen müssten? Wo sollten wir Vorurteile abbauen? Denn da, wo Gottes Liebe in unsere Welt kommt, spielen solche Grenzen doch gar keine Rolle mehr. Deshalb sind die, die im Glauben mit Jesus gehen wollen, bis heute Grenzgänger. Leute, die zwischen den Fronten und Lagern vermitteln und Frieden stiften wollen.

Nun liegt die eigentliche Pointe der Geschichte aber noch eine Ebene tiefer. Denn der Schriftgelehrte fragt ja: »Wer ist denn mein Nächster?« Man sollte meinen, die Antwort lautet: „Naja, jeder, der Hilfe braucht; und hier der von den Räubern Überfallene.“

Schön und gut, aber nun fragt Jesus überraschend zurück: »Wer von den dreien hat an dem Überfallenen als Mitmensch gehandelt?«

Sicher sind unsere Nächsten die, die unsere Hilfe brauchen. Aber dann gilt auch das andere. Wir selbst sind ja auch die Nächsten. Ich bin der Nächste für andere. Deshalb gibt es keinen Grund, dass ich mich erhebe über den anderen. Und Jesus geht es genau darum, dass wir lernen, die Hilflosen fragen zu hören: „Willst du mir der Nächste sein?“

Zugegeben: Nicht ganz einfach, liebe Schwestern und Brüder. Wieder einmal stellt Jesus alles auf den Kopf. Denn so betrachtet wird der andere gerade nicht „zum Fall“ oder zum „Betreuungsobjekt“, sondern zum Mitmenschen auf Augenhöhe. So weckt der Hilfsbedürftige in mir die Bereitschaft zum Helfen. Er weckt schlicht Nächstenliebe. Er weckt in mir die Verantwortung und macht mich empfindsam und sensibel. Und in dem allen hilft er mir, Gott zu lieben, indem ich ihn, den Nächsten, liebe, und auch mich selbst, weil ich mitmenschlich leben und handeln will. Da verschwimmen auf einmal wieder die Grenzen in unserem Dreieck, weil alle drei Pole ja untrennbar miteinander verbunden sind: nicht hier die starken, bedürfnislosen Helfer und dort die schwachen Bedürftigen. Denn in allem brauchen wir gemeinsam die Hilfe Gottes und seine Liebe und Barmherzigkeit.

Und auch wir sind ja manchmal wie „unter die Räuber gefallen“. Auch wir brauchen manchmal jemanden, der uns gegenüber barmherzig ist. So sind wir alle angewiesen auf den, der uns diese Geschichte ins Stammbuch geschrieben. Auf Jesus Christus, unseren Herrn und Bruder. Amen.

*Pfarrerin Silvia Jühne*  
*(nach einem Entwurf von Dekan Uli Seegenschmied, München)*